

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Geschichte der Stadt Potsdam

Haeckel, Julius

Potsdam, 1912

Erstes Kapitel. Stilleben zur ständischen Zeit.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-687



Erstes Kapitel.

Stilleben zur ständischen Zeit.

Im Beginn des 12. Jahrhunderts brach die Macht der Wilzen zusammen, überraschend schnell erlagen sie den Deutschen. Albrecht der Bär ist bis zur Havel-Nuthe-Linie vorgedrungen. Er erbt 1150 den Gau Heveldun vom Fürsten Pribislav. Heveldun ist ungefähr das Havelland und die Zauche. Nur einmal (1157) hat ihn noch ein Aufstand Jaczós, eines Verwandten Pribislavs, zu schaffen gemacht. An diese leicht niedergeschlagene Erhebung knüpft sich die unhistorische Fabel von einer Schlacht bei Großglienicke und der abenteuerlichen Flucht Jaczós durch die Havel bei Schildhorn.

Ein ruhiger Ausbau des Gewonnenen konnte nur erfolgen, wenn die Havel-Nuthe-Linie gesichert wurde. Es ist anzunehmen, daß auch die Burg von Potsdam schon dem 12. Jahrhundert angehört. Zwar hören wir in unserer sehr lückenhaften Überlieferung 1217 nur von den Burgen Spandau, Saarmund und Trebbin, aber es ist unwahrscheinlich, daß die Potsdamer Burg erst später gebaut worden sein sollte, weil in den nächsten Jahrzehnten die Grenze weiter nach Osten vorrückte.

Zum Schutze der Befestigungen waren deutsche Siedelungen nötig. Kolonisten, meist aus den dichtbevölkerten Ländern am unteren Rhein, wurden ins Land gerufen. Die Wenden mußten aus ihren Dörfern weichen und wurden größtenteils an weniger wichtigen Stellen angesiedelt. Von Widerstand hören wir selten, zumal die Zahl der Slawen nicht bedeutend gewesen sein kann. So wurde auch Potsdam deutsch. Es ist ungewiß, ob der Markgraf selbst die einzelnen Kolonisten angesetzt hat oder dies Geschäft, wie es meist geschah, einem Unternehmer übertrug; beide Formen der Besiedelung lassen sich in der Gegend wahrscheinlich machen.

Potsdam wird in einer Urkunde von 1317 eine Stadt genannt; es besaß also eine Ratsverfassung und Gerichtsbarkeit. Das Stadtrecht von Magdeburg war vorbildlich für die neugermanisierte Mark; es wurde auf Brandenburg übertragen und ging als Brandenburger Recht auf Potsdam über.

Wir haben uns die Stadt als sehr unbedeutend vorzustellen. Der Boden war durchsetzt von Sümpfen und Lachen, zumal das Grundwasser früher höher stand als jetzt. Ob schon damals durch einen Graben für Entwässerung gesorgt war, wissen wir nicht. Jedenfalls war die Burg von einem Graben umgeben. Sie lag etwa an der Stelle des jetzigen Stadtschlosses, war aber weiter an die Havel vorgeschoben und dehnte sich weniger weit nach Norden aus. Erwähnt wird die Burg zum ersten Male 1375, einen Grundriß besitzen wir erst aus dem 17. Jahrhundert, wir können uns daraus aber ungefähr ein Bild der alten Zustände machen. Wir sehen ein ganz unregelmäßig gestaltetes Mauerviereck; an den Ecken runde Türme, an der Havelseite, weit vorspringend,

den viereckigen Bergfried, im Innern das Wohngebäude und Gartenland.

Die Burg schützte die Brücke von der 1307 zum ersten Mal die Rede ist. Sie verlief wohl nicht im Zuge der heutigen Langen Brücke, war wohl auch um ein geringes weiter flussaufwärts über die Havel geführt. Im 14. Jahrhundert verfiel die Brücke, und man war auf eine Fähre angewiesen.

Die Urkunde von 1317 ist die einzige, die aus der Zeit der Askaniern bekannt ist. Die kräftige Entwicklung der Mark unter ihrer Regierung wird nicht spurlos an Potsdam vorübergegangen sein; aber die Stadt lag doch abseits von der großen Verkehrsstraße von Brandenburg nach Berlin; sie trat weit zurück hinter Saarmund. Die Bewohner lebten von bescheidenem Ackerbau und Fischfang.

Die deutschen Fischer hatten dazu noch die Konkurrenz der Riesfischer zu bestehen. Der Riez lag als ein Ort für sich unter eigenem Schulzen neben der Stadt am Ufer unterhalb von der Burg. Solcher Orte lassen sich viele in der Mark nachweisen, sie stammen aus slawischer Zeit. Ihre Bewohner waren Leibeigene der Slawenfürsten, sie blieben auch Leibeigene unter den Askaniern. Albrecht der Bär legte Wert darauf, in allem als Rechtsnachfolger der Slawenfürsten zu erscheinen; daher auch seine Erbeinsetzung durch Pribislaw.

Die Verpflichtung der Riesfischer zu persönlichen Diensten bis zum Zimmerreinigen hörte selbst unter den Hohenzollern nicht auf. In ihrem Erwerb aber waren sie fast unbeschränkt. Das war aber nur geeignet, Mißgunst bei den Deutschen zu erwecken und das Gefühl

der Abneigung zu verstärken. Die Riezffischer waren in Potsdam eingepfarrt, Deutsche und Wenden haben aber nicht auf denselben Bänken in der Kirche gesessen.

Einblick in das städtische Leben gewinnen wir erst von etwa 1500 an. Die aus früherer Zeit erhaltenen Urkunden betreffen zum überwiegenden Teile Verpfändungen der Stadt. Schon unter den Askaniern waren viele Besitzungen und Rechte von den Landesherren an die Kirche, Städte und einzelne Personen ganz veräußert oder vorübergehend als Pfandschaft vergeben worden; auch ihre Nachfolger haben sich fortdauernd zu solchen Finanzoperationen verstehen müssen. Durch Verpfändungen und Verkäufe sicherte sich der Landesherr Einkünfte, die er bei dem Mangel an Beamten nicht selbst pünktlich erheben konnte. Sämtliche Urkunden über Verkäufe und Verpfändungen bedurften regelmäßig der Bestätigung der nachfolgenden Herrscher, die natürlich dafür auch eine Zahlung forderten. Erst im 17. Jahrhundert hat die Regierung diese abschüssige Bahn verlassen können. Es liegt nahe, bei einer Verpfändung aus der Höhe der geliehenen Summe auf den Wert der Pfandschaft und aus dem üblichen Zinsfuß auf die Erträge aus der Pfandschaft zu schließen, doch eine solche Vermutung ist irrig, da wir nicht alle Beweggründe kennen, die bei der Vergebung einer Pfandschaft mitgespielt haben. Zudem erfahren wir nur selten die Höhe der Geldzahlung sowie die Frist und Einlösung.

Unsere Ueberlieferung ist sehr lückenhaft. Wir erfahren wohl, daß im Anfang des 14. Jahrhunderts wichtige Fischereigerechtsame auf der Havel vergeben wurden, unterhalb von Potsdam bis zum Schwielowsee an das Kloster Lehnin, oberhalb an das Benediktinerinnen-

Kloster in Spandau, doch sind die Veräußerungen noch viel weiter gegangen. Kaiser Karl IV. hat die landesherrlichen Finanzen zu regeln versucht und dafür 1375 ein Landbuch d. h. eine Uebersicht über die Burgen, Städte und Dörfer der Mark, mit sorgfältiger Angabe ihres Umfanges und ihres Ertrages angelegt. So erfahren wir auch von dem Zustande in Potsdam. Es ist gewiß schon Beweis, wieviel zur Zeit unmittelbarer, landesherrlicher Verfügung entzogen war, wenn im Landbuch als Zubehör zur Burg Potsdam außer der Stadt, dem Riez und der Potsdamer Heide nur das entlegene Dorf Kammerode im Westen vom Schwielowsee genannt wird. Andererseits waren dem Markgrafen hier, wo ihm im Burghauptmann ein fest besoldeter Beamter zu Gebot stand, manche Rechte erhalten geblieben, die ihm an anderen Orten schon entfremdet waren. Dahin gehört vor allem die Urbede, eine feste stehende Abgabe, die freilich aus unbekanntem Gründen stark zurückgegangen war (von acht auf drei Mark), und zwei Drittel aus den Einkünften der Gerichtsbarkeit, die als Lehen vergeben war. Die Zölle waren verpachtet, der an der Fähre an den Rat, der Zoll am Stadttor an einen von Blumenhagen, nur der am Rieztor war in marktgräflicher Verwaltung geblieben. Als Obereigentümer alles Bodens verlangte der Landesherr auch eine Abgabe von den Hofstellen, die allerdings auch eine recht niedrige Einnahme darstellte. Ferner wurden Abgaben für Holznutzung und Bienenwirtschaft in der Potsdamer Heide, auf dem linken Havelufer, erhoben. Sehr wichtig hätte das Wasserregal sein können, doch auch hier war im Laufe der Zeit sehr vieles veräußert worden. Kaufleute aus Berlin-Köln, Kirchen in Spandau, Köln und Fehrland hatten es an

sich gebracht. Fast nur die Gewerbesteuer der Riezffischer und Abgaben für Fischkasten waren übrig geblieben. Auch Potsdam nahm, wie wir aus dem Erwerbe so mancher Rechte sahen, an dem Aufschwung der Mark im 14. Jahrhundert teil, wenn auch in bescheidener Weise. Feste Mauern und ein stattliches Rathhaus dürfen wir hier nicht vermuten.

Die absterbende ritterliche Kultur hat mit dem aufstrebenden Bürgertum im Ausgang des 14. und Beginn des 15. Jahrhunderts verzweifelt gerungen. Zunächst hat das Landesfürstentum die Partei der Städte ergriffen. Am 29. September 1412 hat Burggraf Friedrich VI. von Hohenzollern als Reichsverweser die Huldigung Potsdams in der Stadt selbst entgegengenommen; drei und ein halbes Jahr später, am 28. Februar 1416 wurde sie ihm in seiner neuen Würde als Kurfürst erneuert. Welcher Wechsel war in der kurzen Zeit auf der Burg vor sich gegangen! 1412 war sie im Pfandbesitz Richards von Rochow, 1414 wurde sie sein Gefängnis, als Golzow, die Burg seiner Väter, ihre Tore nach kurzem Widerstande hatte öffnen müssen, 1416 zog der Hohenzoller als Herr in die Burg Potsdam ein. Die Stadt sah nun getroster in die Zukunft. Sie ließ sich von Friedrich I. ihre alten Rechte bestätigen und erwirkte auch die Erlaubnis, wieder eine Brücke über die Havel zu bauen. An einer bequemen Verbindung mit dem Teltow scheint dem Kurfürsten selbst gelegen zu haben, denn er gestattete sogar, abweichend von sonstigem Verfahren, einen Verkehrszoll für die Benutzung zu erheben; von dem nur Priester und Hofleute befreit sein sollten. So erhöhten sich auch die Einnahmen aus dem Zoll, den der Kurfürst erhob.

Potsdam galt als wichtiger Stützpunkt zur Verteidigung; wegen ihres Reichthums an jagdbarem Wild wuchs die Gegend den Kurfürsten auch bald ans Herz. Die Jagd behielten sie sich deswegen auch stets bei einer Verpfändung vor. Noch mit 67 Jahren gedachte Albrecht Achilles der Hezen, Beizen und Jagden mit heller Freude. Bis ins 17. Jahrhundert hat sich die Verpflichtung aller fischereitreibenden Bürger erhalten, bei den Jagden Dienste zu leisten. Joachim I. trug sich einige Zeit mit dem Gedanken, die Burg stattlich auszubauen, zumal er sie anscheinend in einem wenig guten Zustande übernahm, kam aber wieder davon ab. Erst 1598 begann man sie wohnlich herzurichten, da die Kurfürstin Katharina, die Gemahlin Joachim Friedrichs, sie sich als Residenz ausersehen hatte. Ausgeführt hat sie ihren Vorsatz allerdings nicht, und so ist der Bau auch nie zu Ende geführt worden. Auch von dem Neubau ist nichts erhalten, es war ein dreistöckiges Gebäude, in der Folge hat im Erdgeschoß der Amtschreiber, im ersten Stockwerk der Amtshauptmann gewohnt. Die Schloßkapelle ging durch das Erdgeschoß und erste Stockwerk. Das recht großartig angelegte Gebäude muß einen wenig freundlichen Eindruck gemacht haben, öde Fensterhöhlen gähnten aus dem unvollendeten Dachgeschoß. Gartenland umgab das Schloß bis zur alten Umfassungsmauer.

Karten und Ansichten von Schloß und Stadt liegen erst aus der Zeit des Großen Kurfürsten vor. Von dem Bau Katharinas ist auf ihnen nur der Grundriß zu sehen, ergiebiger sind sie für das alte Stadtbild. Wir können sie auch für das 16. Jahrhundert heranziehen, da die Stadt in den schlimmen Zeitläuften nicht imstande gewesen ist, große Veränderungen vorzunehmen. Wie

das Schloß durch einen Graben inselartig abgeschlossen war, so lag auch die Stadt vollkommen auf einer Insel. Im Norden begrenzte sie der im 17. und 18. Jahrhundert trockengelegte Nicolaussee, der bis in die Nähe der jetzigen Kirch- und Schwertfegerstraße heranreichte. Im Osten und Westen schlossen zwei Gräben das engere Stadtgebiet ab, der eine führte vom Nicolaussee etwa durch die Borkstraße über den Blücherplatz zur Havel, der andere über den heutigen Neuen Markt vielleicht zum Burggraben. Von dieser engeren Grabenreihe, die flussaufwärts die ursprünglich zur Burg gehörige deutsche Fischereisiedelung der Burgsträßer von der eigentlichen Stadt trennte, ist eine äußere zu unterscheiden, aus der sich der heutige Stadtkanal entwickelt hat. Wie heute führte nämlich ein Graben vom Kellertor bis zur Grünstraße zum Nicolaussee, ein anderer etwa vom Endpunkte der Schwertfegerstraße am Neuen Markt quer über die Plantage zum Wassertor. Jenseits dieser äußeren Grabenreihe lag flussabwärts, von der Stadt durch Wiesen geschieden, der wendische Riez. Die Hinweise auf heutige Lageverhältnisse sind zum Teil nur als Annäherungswerte aufzufassen.

In Potsdam erinnert nichts, kein Haus und kein Stein, nicht einmal ein Grabstein an die Zeit vor 1650. Selbst von dem Verlauf der jetzigen Straßen ist, mit Ausnahme der Burgstraße, auf den alten Karten noch nichts zu erkennen. Während die Städte im kolonisierten Slawenlande sonst im allgemeinen nach einem gleichbleibenden, regelmäßigen Plane gebaut sind, ist man hier durch die Ungunst des Bodens und die Lage der Burg zu Abweichungen gezwungen worden. Zwei Hauptstraßen durchzogen von Osten nach Westen die Stadt.

Die nördliche verlief vom Riegtor zum Grüntor. Das Riegtor haben wir uns etwa an der Stelle des heutigen Rutschstalles auf dem Neuen Markt zu denken, das Grüntor lag wohl in der Nähe der heutigen Grünen Brücke. Zwischen diesen beiden Wegen lag im Mittelpunkt der Stadt die Pfarrkirche umgeben vom Kirchhof, an ihn anschließend der Markt, über den die südliche Hauptstraße führte. Auf dem Markt war ein Brunnen mit hochragendem Schwengel.

Die Stadt entbehrte des malerischen Reizes krummliniger Straßen wie die meisten Kolonialstädte, sie besaß einen durchaus dörflichen Charakter. Nur in der Nähe des hochgelegenen Marktes, er ist nach 1700 um mehrere Fuß abgetragen worden, stand Haus an Haus zumeist mehrstöckig, sonst trennten Ackerstücke und Gärten die einzelnen Anwesen. Eine genaue Fluchtlinie wurde nicht innegehalten. Die Häuser waren leicht gebaut — wegen häufig Feuer ausbrach und leichtsinniges Umgehen mit Feuer bestraft wurde — sie unterschieden sich aber vorteilhaft von den mit Stroh und Rohr gedeckten Behausungen auf dem Riez. Der Zustand der Straßen war im 16. Jahrhundert im ganzen Deutschland für heutige Begriffe noch durchaus unerfreulich. Die Wege wurden wie auf den Dörfern durch Erde aufgehöht, so daß man bei Hitze durch Staub, bei Regenwetter durch Schmutz sehr zu leiden hatte. Verkehrsreiche Straßen wurden mit einer Sand- und Steinschüttung versehen. Auch in Potsdam begann man mit einer derartigen Aufbesserung; wir hören einige Male, daß der Rat als Strafe verhängte, für einige Ruten „zum Steindamm Steine herein verschaffen und führen“ zu lassen. Doch gab es noch im 17. Jahrhundert

ungepflasterte Straßen, wie der verschwundene Name Petersilienstraße beweist.

Auf den Straßen herrschte manchmal ein Leben wie in einem Dorfe. Viele, auch Kaufleute und Handwerker, trieben etwas Ackerbau oder wenigstens Viehzucht. Ackerstücke und Gärten lagen innerhalb der Stadt und wurden außerhalb gepachtet oder gekauft; die Bürgerschaft besaß gemeinsamen Wald und gemeinsame Weide, hielt sich sogar einen Stadtbullen. Fast jeder Bürger besaß Röhre oder wenigstens Ziegen und hielt sich Schweine. Der Stadthirte sammelte am Morgen seine vierfüßigen Schutzbefohlenen und trieb sie hinaus auf die Weide, der „Schweiner“, wie die amtliche Bezeichnung war, sein grunzendes Volk in die nahrhaften Eichenwälder. Daß bei diesen Neigungen der Bürger die Sauberkeit auf den Straßen litt, läßt sich denken. Trieb das Vieh doch sogar häufig auf dem Kirchhof sein Wesen, ehe er 1600 eingefriedigt wurde.

1536 ist Potsdam durch eine gewaltige Feuersbrunst heimgesucht worden. Leider ging auch das Rathaus und mit ihm ein großer Teil des Archives in Flammen auf, so daß unsere Kenntniss der vergangenen Zeit recht mangelhaft ist.

An heftigen bürgerlichen Unruhen hat es hier wie anderwärts nicht gefehlt. Im 14. Jahrhundert scheint die Gesamtheit der Bürgerschaft neben dem einem engen Kreise entstammenden Rat Einfluß auf die Gemeindeangelegenheiten gehabt zu haben. Allmählich suchte sich aber der Rat allein der Verwaltung zu bemächtigen, doch trotz dem Einspruch des Kurfürsten Friedrich II. setzten es die Bürger durch, daß vier Vertreter Zutritt bekamen. Allgemeine Wahlen waren der Zeit

noch unbekannt, nach Ablauf ihres Amtsjahres wählten die Ratmannen selbst ihre Nachfolger und behielten in dem „neuen oder sitzendem Rate“ noch als „der alte“ Stimmrecht. Der Zeitpunkt des Wechsels hat geschwankt. Erst 1449 wird ein Bürgermeister erwähnt. Außer ihm wurden als seine „Mitherrn“ zur Führung der Geschäfte zwei Rämmerer für das Finanzwesen und ein Baumeister gewählt, dem hauptsächlich die Sorge für die Wege und die Brücken oblag. Abgesehen von der Nutzung einiger Liegenschaften bezogen die Ratmannen, wie es scheint bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, keine Besoldung. Doch veranstalteten sie häufig Schmausereien auf Kosten des Stadtsäckels und Trinkgelage, die aus Gebühren und Strafgefallen bestritten wurden. Die Ratsstube wurde bisweilen auch bürgerlichen Gastereien und Tänzen eingeräumt, bisweilen tagten die Ratmannen, wenn es drinnen zu warm war, vor der Türe im Freien. Die „Stadtknechte“ werden dann wohl unbequeme Lauscher verscheucht haben.

Das 1517 angelegte Stadtbuch gewährt uns einen guten Einblick in die vielseitige verwaltende, verordnende und richtende Tätigkeit des Rates. Vornehmlich Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und leichtere Strafsachen hatte er an sich genommen. Im übrigen war für die Rechtsprechung ein Schöffenkollegium vorhanden, das unter einem vom Landesherrn belehnten Richter stand, dem die Leitung des Prozesses und die Vollstreckung des Urteils oblag. Es war ein Gebot der Rechtssicherheit, wenn die Stadt suchte, dies Amt an sich zu bringen, das von seinem Inhaber meist nur als Einnahmequelle betrachtet wurde. So kaufte sie 1571 einen Anteil der erblich mit ihm belehnten Familie

S. 112
Schulze ab, während die andere Hälfte damals an die Familie Berick überging und erst 1704 an die Stadt verkauft wurde. Die selbständige Gerichtsbarkeit der Städte hatte manche für die Allgemeinheit mißliche Folgen. Naturgemäß scheuten sie Strafprozesse, die mit großen Kosten verknüpft waren. Hier haben die landesherrlichen Gerichte schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eingegriffen. War es doch dahin gekommen, daß die westfälische Behme mit ihrem willkürlichen Verfahren in der Mark Boden gewann. Es beweist die steigende Rechtssicherheit, daß 1434 die Städte der Mittelmark, unter ihnen auch Potsdam, einen Bund zur Verdrängung der landfremden Gewalt schlossen. Aber auch im bürgerlichen Recht haben die Kurfürsten, zumal nach dem Siege des römischen Rechts, Einfluß gewonnen; wir können mehrmals die Tätigkeit des Kammergerichts in Potsdamer Streitsachen wahrnehmen. Die Stadt war nicht in der Lage einen gelehrten Richter zu besolden, man blieb stets darauf angewiesen, sich in schwierigen Fällen beim Schöppenstuhl in Brandenburg Rat zu holen. Der kärglich besoldete Stadtschreiber hatte den Schriftwechsel zu besorgen.

Von großer Bedeutung war die Tätigkeit des Rats für Handel und Gewerbe. Die Satzungen der Gewerke bedurften seiner Genehmigung, ehe sie dem Kurfürsten zur Bestätigung vorgelegt wurden. Die erste erhaltene ist die für die Schuhmacher von 1468, bis 1600 kamen Satzungen hinzu für die Schneider, Leineweber, Bäcker, Schmiede, Kürschner und Zimmerleute. Ein eigenes Versammlungshaus hat wohl keine Innung besessen. Der allgemeine Inhalt der Briefe entspricht dem in anderen Städten. Einen breiten Raum

beanspruchen die meist in Bier zu entrichtenden Strafen, auch bei ungesittetem Betragen. So, wenn die Grob-
schmiede verbieten, in der Versammlung „ernstlichen Muts
mit der Faust auf den Tisch zu schlagen“. Die Innungen sorg-
ten in gleicher Weise für die Käufer wie für ihre Mitglieder.
Sie hielten bei Strafe auf untadelige Arbeit, sie verboten
auffälliges Unpreisen, die Zahl der Meister und Gesellen
war beschränkt, Gleichheit und Brüderlichkeit Grundsatz.
Slawen waren vom Eintritt in die Innung ausgeschlossen.

Wenn der Rat als Gemeindevertretung die Satzungen
genehmigte und schützte, so tat er dies in dem seine ganze
Tätigkeit beherrschenden Gedanken, jedem Bürger seinen
Nahrungsspielraum sichern zu müssen. Man unterband
die Konkurrenz des platten Landes und hinderte im Be-
reiche der Bannmeile Gewerbebetrieb, man legte den
fremden Kaufleuten große Beschränkungen auf. Nur
auf den Jahrmärkten zu Johannis (24. Juni) und Ursulä
(21. Oktober) durften z. B. von Fremden Schuhe und
Stiefel feilgeboten, nur dann Leder und Felle von ihnen
eingekauft werden. Von den „Abendmärkten“ am Sonn-
abend vor Weihnachten, Mariä Lichtmess (2. Februar)
und Palmarum, wurden sie zugunsten der einheimischen
Schuhmacher ferngehalten. Oder es wurde Fremden
der Einkauf von Eisen auf den Märkten erst gestattet,
wenn sich die Potsdamer Schmiede am ersten Tage mit
Eisen versehen hatten. So wurde eine durch Mangel
an Material hervorgerufene Preissteigerung nach Mög-
lichkeit vermieden. Den Käufer vor Übervorteilung zu
schützen, half auch der Marktplatzzwang. Der Händler
stand unter aller Augen, und hatte dazu noch ein
Stättegeld zu entrichten. Ein Marktmeister sorgte für
Ordnung.

Marktplatz

Stetes Augenmerk der Stadt mußte es sein, sich mit genügend Lebensmitteln zu versehen. Viel spendete die Havel. Ihr Fischreichtum, noch jetzt bedeutend, war vor den Regulierungen neuerer Zeit erstaunlich groß und vielartig. Die delikaten roten Krebse der Havel, die dunklen weniger wohlschmeckenden der Nuthe wurden noch im 18. Jahrhundert weit verschickt, während sie jetzt gar nicht mehr angetroffen werden. Den Reichtum an Speisefischen aber den Potsdamern nutzbar zu machen, wurde nur Kleinverkauf gestattet und vor allem von den vier oder fünf Fischern, die mit dem großen Garne fischten, verlangt, wöchentlich zweimal auf der Brücke Markt zu halten. Die Bauern der Umgegend waren darauf angewiesen, ihr Korn in Potsdam feilzubieten. Um sich das lästige Erlegen des Brückenzolls zu ersparen, bezahlten die Dörfer an den Rat eine jährliche Abschlagssumme. Seit 1536 konnte auf die Bauern kein Zwang mehr ausgeübt werden Potsdam aufzusuchen. Aber trotz dem kurfürstlichen Zoll, der von dem Kastner in der Burg erhoben wurde, sind sie nicht ausgeblieben, um so weniger, als für die ganze Mark ein Kornausfuhrverbot von Bartholomäi (24. August) bis Mariä Lichtmeß bestand. Wir besitzen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine ausführliche Zollrolle und sehen aus ihr, daß sowohl ein Verkehrszoll zu Wasser und Land wie ein Warencoll erhoben wurde. Selbst die Potsdamer waren von ihm nicht ganz befreit; nur die Einfuhr von Salz wurde nicht erschwert, sonst mußten sie die Hälfte der Säße bezahlen. Das gleiche Vorrecht besaß Nauen. Ganz befreit von der Zahlung waren die Bürger von Berlin-Cöln, Brandenburg, Treuenbriesen, Belitz, Teltow, Spandau und Königsberg. Bemerkens-

wert ist die Behandlung des Adels. Er hatte seine Lebenshaltung im 15. Jahrhundert geändert und war zur Ausnutzung seines Grundbesizes übergegangen. Er trat in Wettbewerb mit den bürgerlichen Getreidegroßhändlern, wie sehr sie dies auch zu hindern suchten. So sehen wir auch in Potsdam den Adel von dem Durchfuhrzoll für Getreide befreit, nur für den Handel war er zahlungspflichtig.

Die Kampfstellung des Adels gegen die Städte hat auch die Geschicke Potsdams beeinflusst. Es hat gegen die Ansprüche der adligen Amtshauptleute immer seine Rechte zu verteidigen gehabt. Ihnen war das Amt, wie der alte Burgbezirk seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hieß, bis zur Zeit des Großen Kurfürsten meist mit allen oder einem großen Teil der Einkünfte verpfändet. Es umfaßte allmählich nicht nur die Insel Potsdam, sondern dehnte sich im Osten über Neuendorf bis Stolpe, im Westen bis Glindow aus und griff im Süden bis Gütergohz und Bergholz. Die Amtshauptleute waren zum Teil gewalttätige Naturen; so forderte 1559 Abraham von Rochow dem Rat die Schlüssel zu den Toren und der Brücke ab, weil er einmal zu lange hatte warten müssen, und nahm ein andermal den ganzen Rat gefangen, sein Nachfolger Bernd von Spiegel verlangte unter schweren Drohungen unberechtigte Dienste. Und wie die Herren, so die Diener. Die Amtsschreiber, die in Abwesenheit der Hauptleute als „Befehlshaber“ walteten, scheuten sich nicht vor groben Beschimpfungen des Rates; es kam soweit, daß der Bürgermeister zum Treiberdienste entboten wurde. Man versuchte, die Stadt völlig zum Zubehör des Amtes, zur Mediatstadt, zu machen. Es war mißlich, daß, wie wir gesehen

haben, angesehene Bürger wegen ihres Fischergewerbes zu manchen persönlichen Diensten verpflichtet waren. Nur mit Mühe konnte die Stadt das Recht behaupten, auf den Landtagen vertreten zu sein; zur „Hauptstadt“ mit einem eigenen Abgeordneten ist sie auch als Residenz nie emporgestiegen, sie blieb, ein Zeichen früherer Bedeutungslosigkeit, stets die siebente Stadt der „Sprache“ Brandenburg.

Über Brandenburg erfuhr der Rat, wieviel Abgaben zu zahlen seien. Zu der schon erwähnten Urbede trat im 15. Jahrhundert eine indirekte Steuer, das Biergeld, im 16. Jahrhundert eine direkte, der Schoß; sie wurden von der Stadt umgelegt und nach Berlin in die Biergeldklasse und den Städtelasten abgeführt. Einen Teil des erhobenen Biergeldes behielt die Stadt für sich zurück, außerdem verlangte sie noch andere Steuern. Zu Martini (10. November) hatte jeder Bürger zwei Groschen zu zahlen, den sog. Märtensschoß, auch Bürger- oder Stadtgeld genannt. Man erhob auch Grundsteuer; von den Hausbesitzern ein „Fenstergeld“, das rutenweise nach der Ausdehnung ihres Anwesens an der Straße bemessen wurde. Andere Einnahmequellen waren der Zoll an der Langen Brücke, der Nedlizer Fähre, den Toren, Pachtzinsen von Grund und Boden, von Scharren und anderen Verkaufsständen. Die Fischer hatten für das Aufhängen des großen Garns an den Ricken (Stangen) den „Rickzins“ zu entrichten. In Erbpacht ausgetan war die Badestube der Stadt. Der „Badstübner“ besorgte nicht nur die warmen Bäder, er war auch Barbier, ließ zur Ader und spielte den Wundarzt. Mäßige Preise waren ihm zur Pflicht gemacht. Einen studierten Arzt scheint Potsdam im 16. Jahrhundert noch nicht besessen zu haben.

Von tiefgreifenden Folgen war die religiöse Bewegung im 16. und 17. Jahrhundert. Potsdam gehörte zur Propstei Spandau der Diözese Brandenburg. Die Pfarrkirche, auch St. Katharinenkirche genannt, ist das einzige Gebäude aus der Zeit vor dem großen Kurfürsten, dessen Aussehen wir aus Bildern kennen. Als Feldsteinbau reicht ihre Entstehung höchstwahrscheinlich ins 13. Jahrhundert zurück, in der Folge wurde die Kirche allmählich erweitert und machte einen recht stattlichen Eindruck. Im Osten wurde das Schiff durch einen viereckigen Chor abgeschlossen, im Westen war ihm ein massiger Turm vorgelagert. Vielleicht hatte er einmal durch Brand Schaden gelitten oder wegen Baufälligkeit oben abgetragen werden müssen; ein zierliche Laterne, in der die Glocken hingen, wuchs über einem Walmdach aus ihm empor. Das Innere war schlicht, wenn auch Wandgemälde nicht fehlten. Aus der Zeit vor der Reformation stammte wohl die mit den Bildern Christi und der Apostel bemalte Kanzel, vielleicht auch die Orgel. Einige Seitenaltäre wurden frommen Stiftungen verdankt; wir kennen vier: Corporis Christi, Sancti Spiritus, Sanctae Crucis und Exulum. Die beiden letztgenannten wurden durch die Schützengilde und die Elendsgilde unterhalten. Von den Gilden wurde kirchlicher Sinn genährt, christlicher Liebestätigkeit dienten vor allem die Elendsgilden, ursprünglich gegründet zur Pflege und Bestattung von Geistlichen und Pilgern in der Fremde, im „Elend“. Der Beschützerin christlicher Liebestätigkeit, der heiligen Gertrud, war ein Spital geweiht, das 1486 von dem Magdeburger Domherrn Dr. Moriz von Schönnow gestiftet wurde. Es lag in der Gegend der heutigen Priesterstraße, 1618 brannte es ab. Der Grabstein des

Stifters ist 1882 in der alten Golmer Kirche gefunden worden. Von Unruhen aus Anlaß der Reformation ist uns nichts bekannt. 1541 besuchte der kirchliche Visitationsschuss unter dem kurfürstlichen Räte Johann Weinslöben die Stadt und ordnete die neuen Verhältnisse, untersuchte vor allem das Kirchenvermögen. Dabei ergab sich auch, daß ein eigener Schulmeister damals am Orte nicht vorhanden war, er war zugleich Stadtschreiber und Küster und hatte dazu die Turmuhr zu stellen. Auch später war von der Schule nicht viel rühmend zu machen, noch im Anfang des 17. Jahrhunderts gab es nur zwei Lehrer an ihr, den Schulmeister und den Baccalaureus. Die Mädchen wurden um 1600 von der Frau des Diakonus unterrichtet. Diese Zustände werfen auf die Vermögenslage der Stadt kein günstiges Licht; immerhin war man wohlhabend genug, die Kirche um 1591 mit einem prächtigen Flügelaltar zu schmücken, dessen Hauptbild Maria mit dem Jesusknaben zeigte. Unter dem Altar standen die vier großen Propheten. Die Kirche verlor aber dadurch, daß gegenüber der Kanzel drei Chöre eingebaut wurden, auf denen die Männer saßen, während die Frauen im Schiff ihren Platz hatten. Viele angesehene Leute wurden in der Kirche beigesetzt; die Gewölbe waren voll von Särgen, rings an den Wänden und auf dem Fußboden sah man Grabtafeln. Von dem Gesange der „Schulgellen“ wird manches wenig Erbauliche gemeldet.

Die Potsdamer Geistlichen hatten keinen leichten Dienst. Sie hatten außer der Stadt und dem Riez noch die Dörfer Bornstedt, Nedlitz, Neuendorf, Glienicke und Stolpe zu versehen, und Ärgeris blieb auch nicht aus. Das 1593 angelegte Kirchenbuch führt uns die oft recht unerquicklichen Zustände

anschaulich vor. Die Verhältnisse spitzten sich zu, als die reformierte Lehre Eingang fand. Die Bürgerschaft spaltete sich in zwei Lager, auch Pfarrer und Diakonus waren oft nicht eines Sinnes. 1612 gelang es zwar dem beredten Pfarrer Thomas Horiz scheinbar eine Ausöhnung zustande zu bringen, man nahm wieder gemeinsam das Abendmahl. Aber der Friede währte nicht lange. Horiz, ein hitziger Lutheraner, verkätzerte häufig von der Kanzel aus die Reformierten auf das ärgste. Das benutzten einige Bürger, mit denen sich der lebenslustige, leichtaufbrausende Pfarrer persönlich verfeindet hatte, ihn sogar beim Kurfürsten zu verklagen, als habe er von ihm in einer Predigt mit Schmähworten gesprochen. Johann Sigismund war ja am Weihnachtstage 1613 zur reformierten Kirche übergetreten. Als Horiz die Potsdamer Verhältnisse unleidlich wurden, tauschte er mit dem Pfarrer Martin Franke in Putliz seine Stelle. Der Rat war über den Wechsel durchaus nicht erfreut. Denn der neue Geistliche war einige Jahre vorher schon in Potsdam als Diakonus gewesen, und man wußte von ihm, daß er in seiner persönlichen Art wie in seinen kirchlichen Anschauungen eines getreues Abbild seines Amtsvorgängers war, ihn eher noch übertraf. Der Streit, in dem die Bürger häufig im Unrecht waren, ließ nicht nach. Da geschah etwas Unerwartetes: im April 1638 flüchtete Franke nach Böhmen. Er flüchtete in den Katholizismus, 1640 ist er als Priester gestorben. Er war mürbe gemacht worden. Nicht nur der ständige Hader mit seinen Pfarrkindern hatte ihm zugesezt, er hatte die Schrecken des Krieges und die Greuel der Pest durchleben müssen; der Tod seiner Frau im Juli 1637 hatte ihn ganz gebrochen. Sicher war er aber eine charakter-

volle Persönlichkeit, davon zeugen die Blätter des Kirchenbuchs.

Die Stürme des dreißigjährigen Krieges haben Stadt und Umgebung schwer heimgesucht. Im März 1626 vor der Schlacht an der Dessauer Brücke hausten 200 Mann vom Heere Mansfelds acht Tage sehr übel in Potsdam, als aber nach der Niederlage Mansfelds wieder ein versprengter Trupp Dragoner Quartier begehrte, zog man die Brücke auf und wies sie ab; auf dem Riez kam es zu einem regelrechten Kampf, der mit einem Siege der Bürger endete. Im April wagte man sogar einen Quartiermeister Mansfelds geradezu mit Schimpf fortzuschicken. Der Kurfürst legte nun zum Schutz des Passes vom Teltow zum Havelland eine kleine Besatzung in die Stadt. Der Fährbetrieb bei Nedlitz wurde eingestellt. Die unverwahrten Dörfer, namentlich Neuendorf, Bornstädt, Bornim und Golm, hatten die Not des Krieges über sich ergehen lassen müssen.

Wir sehen, daß es den Potsdamern an kriegerischem Mut nicht gebrach. Schon 1393 finden wir sie in einem märkischen Landfriedensbündnis. Allerdings waren die militärischen Pflichten früher gering, mit den heutigen verglichen. 1583 stellte Potsdam zum allgemeinen Aufgebot nur 12 Mann und zwei bespannte Wagen. Bisweilen erschien ein ständischer Beamter, der Musterer, den Potsdam mit anderen Städten gemeinsam zu besolden hatte. Für die Verteidigung der Stadt galt der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Jeder Hausbesitzer mußte für seine Bewaffnung sorgen und auf dem Musterungsplatze erscheinen; außerdem unterhielt der Rat eine Rüstkammer. Eine Schützengilde läßt sich seit 1466

nachweisen; sie hatte ihren „Schützenbaum“ vor dem Grünstor auf dem Wege nach dem Heiligen See. — Aber so leichten Kaufes wie 1626 kamen die Bürger später nicht fort. Im November 1627 erschien Wallenstein in der Mark, da mußten sie außer der Einquartierungslast monatlich 40 Taler Kontribution aufbringen, in den nächsten Jahren steigerte sie sich auf 200 Taler monatlich. Dazu war fortwährend Mißwachs und Teuerung. 1621 fehlte vielen das Saatkorn, da erschienen die Schweden und plünderten und raubten in der Stadt und auf den Dörfern. „Gott tröste die Seinen“ schrieb Franke aus gepreßtem Herzen in sein Kirchenbuch. Auf dem Brauhausberge vor der Stadt war das schwedische Feldlager, hier erwartete Gustav Adolf im Mai mit Spannung, ob sich der Kurfürst von Sachsen ihm anschließen würde. Erst als Kurbrandenburg seit 1640 entschieden bewaffnete Neutralität beobachtete, war Potsdam der Kriegsnöte ledig.

Was aber war aus der Stadt geworden! Sie war völlig verarmt, sie lag zum großen Teil wüst. 1573 gab es nach einem Schopregister 192 Häuser, 1623 wurden 198 Häuser gezählt. Das läßt auf annähernd 2000 Einwohner schließen. Man gewinnt zu dieser Zahl erst ein richtiges Verhältnis, wenn man bedenkt, daß damals Berlin 14000, Frankfurt a. M. 15000 Einwohner zählte. Nach dem Kriege waren in Potsdam nur 79 Häuser bewohnt, also etwa 800 Einwohner vorhanden. Zum größten Teil rührten die ungeheuren Verluste von dem fürchterlichen Wüten der Pest her. Schon vor dem Kriege hatte sie sich einige Male gezeigt, seit 1621 erschien sie immer häufiger, um erst 1639 zu verschwinden. Am schrecklichsten war sie 1631, wo ihr in der kleinen Stadt

308 erlagen. Sang- und klanglos wurden die Leichen verscharrt, Pestverdächtige wurden auf die Ratsziegelei, wo jetzt die Villa Ingenheim ist, geschafft, ängstlich wich man einander aus. Alle Schwungkraft war gelähmt, mit stumpfer Ergebung sah man in die Zukunft, selbst auf dem Schloß, bei dem Amtshauptmann Wolf Dietrich von Hacke, sah es wie in einer Räuberhöhle aus.

Da ging die Sonne eines neuen Tages auf, als der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm den Thron bestieg.

